

www.e-rara.ch

Schweizergabe zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend

Linder, Johannes

Basel, [1852?]

Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM

Shelf Mark: KE LIN J 1852a

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-10283>

[Kapitel VI bis X.]

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

VI.

Das Wiederfinden.

(1764.)

Fern über's Meer her zog der Weiße
Mit Weib und Kind in's schöne Land
Der Freiheit, und mit eifrigem Fleiße
Schwang Beil und Hacke seine Hand;
Bald statt des Urwalds Ulmenriesen,
Statt der Lianen wildverworr'n,
Sich weithin dehnen fette Wiesen
Und wogen üppig Mais und Korn.

Ein Blockhaus nach dem andern mällig
Reicht sich den breiten Strom hinauf;
Hinfließt dem Pflanzler friedensfelig,
Eintönig wohl, der Tage Lauf;
Doch weh', wenn aus dem Waldesdunkel
Der Indianer kriecht hervor,
Urpöblich schwingt mit Wuthgefunkel
Grinsend den Tomahawk empor!

Mit Weib und Sohn und Tochter wohnte
 Aus Deutschland dort ein frommer Mann,
 In seiner Hütt' der Frieden thronte
 Und auf sein Feld der Segen rann,
 Der Segen, den der Herr will spenden
 Dem, der ihn liebt von ganzer Seel',
 Ihn ansieht mit des Glaubens Händen
 Und vor ihm wandelt ohne Feh'.

Im fremden Lande war noch immer
 Ihr reichster Schatz des Herren Wort,
 In Gottes Haus wohl hör'n sie's nimmer,
 In traurem Kreis nur ist's ihr Hört;
 Das ist des Hauses höchste Wonne,
 Nach all' des Tages saurem Schweiß
 Unter der glühend heißen Sonne,
 Zu forschen in dem Wort mit Fleiß.

Die Mutter mit verklärter Miene
 Sieh'! auf dem Schooß die Bibel hält,
 Erzählt der lauschenden Regine
 Von dem Erlöser aller Welt,
 Und präget sorglich Sprüch' und Lieder
 Dem jugendlichen Herzen ein,
 Ein Lied vor allen immer wieder
 Singt sie dem holden Töchterlein;

Das Lied das ihrem bangen Herzen
 Stets wieder süßen Trost gebracht,
 Wenn in des tiefen Heimwehs Schmerzen
 Sie leise weinet in der Nacht:

„Allein und doch nicht ganz alleine
 Bin ich in meiner Traurigkeit,
 Denn wenn ich ganz verlassen scheine,
 Vertreibt mein Jesus mir die Zeit.“

Und wieder hat sie einst gesungen
 Mit feuchtem Aug' ihr Lieblingslied,
 War fern vom Hause noch gesprungen,
 Das Vieh zu holen aus dem Ried —
 „Horch! welch ein Heulen war das eben?
 Hilf Gott! sind das die Wilden nicht?“
 Hastig verbirgt sie sich mit Beben
 In eines Maisfelds Blättern dicht.

Und Jammerlaute deutlich schallen
 Der Zitternden von fern in's Ohr,
 Und Schüsse hört sie knatternd fallen
 Wie aus des Pflanzers langem Rohr;
 Dann bald tief stille ward es wieder,
 Als wäre nimmer was gesch'eh'n,
 Der Strom nur singet seine Lieder,
 Nur leise rings die Büsche weh'n.

Scheu wagt sie sich aus dem Verstecke,
 Der Kummer läßt ihr nimmer Ruh,
 Athemlos tritt sie durch die Hecke
 Und wanket ihrer Hütte zu;
 Entsetzlich! — vor der Schwelle liegen
 Vater und Sohn grausam skalpirt! —
 Irrt fast des Weibes Blicke fliegen,
 Zu innerst ihr das Mark gefriert.

Und als mit der Verzweiflung Miene
 Sie schreit nach ihrem Töchterlein, —
 Mit Hunderten, ach Gott! Reginen
 Entführet in den Wald hinein!
 Nur fern noch sieht sie aus dem Schwarme
 Der Wilden Federbüsche weh'n,
 Zusammenbricht vor Leid die Arme,
 Schwerter durch ihre Seele geh'n.

Der schwersten Arbeit Joch muß tragen
 Ihr Kind fortan im fernen Land,
 Und ohn' Erbarmen wird's geschlagen
 Von der Nothhäute plumper Hand;
 Doch seufzet leis' es nur das Eine,
 Wird es getröstet jederzeit:
 „Allein und doch nicht ganz alleine
 Bin ich in meiner Einsamkeit.“

Die Mutter auch, die tief verwaiste
 Findt Ruhe wieder in dem Lied,
 Ohn' Murren, mit gelass'nem Geiste,
 Trägt still sie, was der Herr beschied;
 Wohl steht die Wunde täglich offen,
 Bläß ward die Mutter von dem Weh!
 Nur Eines blieb ihr noch: das Hoffen,
 Daß sie Reginen wiederseh'.

Neun Jahre waren so vergangen,
 Ach lange, gleich der Ewigkeit,
 Da siegreich in die Wälder drangen
 Die Engelländer vor im Streit;

Zu Hunderten die Leiber lagen
 Der Wilden in dem dichten Wald,
 Und als ihr Häuptling auch erschlagen,
 So war der Stamm besieget bald.

Und all' die Weißen, die vor Jahren
 Sie schleppten in die Sklaverei,
 Die führen nun in bunten Schaaren
 Die Sieger im Triumph herbei;
 Und jeder sucht sich aus der Menge
 Sein Weib, sein Kind in freud'ger Hast;
 Schon hatten selig im Gedränge
 Laut schluchzend Manche sich umfaßt.

Meginens Mutter forschend irret
 Die Reihen auf und ab schon lang,
 Vor Freud und Angst ihr Auge schwirret,
 Wie schlägt ihr Herz so froh, so bang!
 Ach wie sie ruft und ruft, die Arme!
 Sie findet nicht das theure Kind,
 Schon Stund' um Stund', daß Gott erbarme!
 Verhallt ihr Jammern leer im Wind.

Denn längst zur Jungfrau war geworden
 Von hohem Wuchs die zarte Maid,
 Zur Wilden bei den rohen Horden
 Ward sie an Sitte ganz und Kleid,
 Die Heimathssprache ganz die traute —
 Vergaß sie in den langen Jahr'n,
 Und nur der Indianer Laute
 Der Armen, ach! verständlich war'n.

So suchen ihre Kinder Viele
 Mit Mühe lang, und endlich doch
 Gelangen sie zu freud'gem Ziele, —
 Reginens Mutter suchet noch;
 Bläß wie der Tod ringt sie die Hände,
 Nicht kann sie weinen mehr vor Schmerz,
 Daß Gott der Herr ihr Hülfe sende,
 Schaut trocknen Aug's sie himmelwärts.

Sieh, plötzlich auf der Mutter Stirne
 Was leuchtet für ein Hoffungsstrahl?
 „Ein geistlich Lied sang ich der Dirne
 In ihrer Kindheit hundertmal,
 Vielleicht noch kennet sie die Weise
 Die ihr dereinst so theuer war!“
 Und horch, anhebt sie zitternd leise
 Zu singen vor der ganzen Schaar:

„Allein und doch nicht ganz alleine
 Bin ich in meiner Einsamkeit,
 Denn wenn ich ganz verlassen scheine
 Vertreibt mein Jesus mir die Zeit.“
 Raun sind die ersten Wort' verklungen,
 Einstimmt Regine lauten Schalls,
 Kommt schluchzend aus dem Schwarm gesprungen
 Und stürzt der Mutter an den Hals.

F. D.

VII.

Tagebuch einer Reise nach Neuhollland

in den Jahren 1850 und 1851.

1. Reise bis zu den Inseln des grünen Vorgebirgs.

London, den 4. Nov. 1850. Einsam sitze ich hier im Zimmer und lasse alle die schönen Bilder glücklich verflossener Jugendjahre vor mir vorüberziehen. Ich denke an meine Lieben alle im theuern Schweizerlande, die ich auf lange, lange Zeit nicht mehr sehen werde. Möge der Gott, der mich bisher väterlich geführt, auch ferner mein Begleiter und mein starker Schutz sein!

Gravesend, den 6. Nov. Die erste Nacht, die ich auf dem Schiffe zugebracht habe, war für mich nur zu kurzweilig. Denn kaum eingeschlafen, fiel ich mit meiner Bettstelle, die von den Zimmerleuten schnell gemacht worden war, auf die Lagerstätte des unter mir Liegenden, der natürlich von dieser plötzlichen Berührung ziemlich erschreckt wurde. In der That, ein schöner Anfang meiner Seereise!

Den 11. Nov. Die Speisen auf dem Schiffe sind sehr gesund. Ich denke, es wird nicht uninteressant sein, wenn ich die Speisefarte folgen lasse. Früh Morgens nach 7 Uhr be-

kommt jeder Passagier $\frac{1}{2}$ Unze Thee und hinreichend Zucker, sowie Zwieback in Hülle und Fülle. Es schmeckt für den Anfang sehr gut, wird aber bald dem Gaumen, der das Brot eben nicht vergessen kann, verleiden. Um 9 Uhr $\frac{3}{4}$ Pfund gutes frisches Fleisch, das jedoch bald durch gesalzenes ersetzt werden wird. So lange noch grüne Gemüse vorhanden sind, wird der Magen mit Kraut gespiet; später werden dörre Erbsen und Bohnen nicht verachtet werden. Butter erhält man genug. Zum Kochen und Waschen erhält jeder Passagier täglich 3 Maß Wasser. Es wird angenommen, daß der Reisende sich den Thee selbst bereitet. Das Fleisch, Gemüse u. s. w. wird dem Schiffskoch eingehändigt, der verpflichtet ist, für Jeden zu kochen.

Den 12. Nov. So eben sind die schweren Ankerketten klirrend ausgezogen worden; der längst ersehnte Wind ist Gottlob eingetreten. Prrr, wie sich das Schiff bewegt! Es ist 12 Uhr, wir sind im Kanal! Glücklicherweise habe ich wenigstens bis jetzt über die Seekrankheit gesiegt. Aber wenn's so fortgeht, kann ich für nichts stehen.

Seiner große, dicke, freundliche Mann mit dem Fernrohr in der Hand, der gravitatisch hin und her spaziert, jedoch keine Uniform anhat, ist Kapitän Darby. Es ist dieser Mann sehr geschickt und verständig, und besitzt dabei, was für einen Seemann unumgänglich nothwendig ist, eine Löwenstimme, die man wohl eine Stunde weit hören sollte. Er leitet unser Schiff, die edle Jungfrau Mary Ann, mit Klugheit und Vorsicht. Dieselbe ist aber auch einer der besten Segler; alle Schiffe, die mit uns abgefahren, sind nur noch in der Ferne hinter uns zu sehen.

Dort diese drei in schwarz und weiß gekleideten Gestalten sind Nonnen, von denen zwei noch sehr jung sind; es ist wirklich schade, daß sie der Welt ganz entsagt zu haben scheinen. Seiner lustige und muntere Herr mit der Zigarre im Munde ist der Herr Doctor, dem ich, so Gott will, nichts zu denken

geben werde. Er ist gerade im Gespräch mit einem etwas stolzen Herrn, der als Ingenieur die Reise mitmacht. Diese Personen haben die ersten Plätze. Die zweite Klasse, wozu auch ich gehöre, ist im Raume des Schiffes einquartiert. Sie besteht aus drei Familien und vielen jungen Leuten. Im Ganzen sind 30 bis 40 Passagiere von drei Klassen da, was nicht viel heißen will.

Den 13. Nov. Prachtvolles Wetter, schöner Anfang der Reise. Wir haben bereits die Insel Whigt aus dem Gesichte verloren und sehen kein Land mehr. Ich befinde mich ganz wohl auf dem weiten Meer. Mögen auch die Stürme um mich her toben, so fürchte ich mich dennoch nicht, denn Gott wird mich, sein Kind, nicht verlassen; und will er mich bald zu sich rufen, so kann ich sagen: Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!

Heute haben wir zum Begleiter auf dem Schiffe einen Finken erhalten. Das arme Thierchen war ganz müde und hungrig, es fraß beinahe aus meiner Hand. Fahre wohl, lieber Vogel, eile zu meinen Lieben in der fernen Heimath und verkündige ihnen, daß ich mich wohl befinde.

Den 15. Nov. Gottlob, daß diese Nacht vorüber ist. Ich konnte beinahe kein Auge zuschließen. Laut brachen sich die zürnenden Wogen an unserm Schiffe, das wie auf einer Schaukel hin und her bewegt wurde. Es ist wirklich merkwürdig, alle diese bleichen Gesichter zu erblicken. Da liegt Einer auf dem Verdeck und schläft, dort wischt sich Einer den Schweiß von der Stirne nach harter Arbeit des Magens. Von gesellschaftlichem Leben kann da keine Rede sein. Nur drei bis vier Passagiere sind von der Seefrankheit verschont geblieben, und unter diesen bin ich.

Den 17. Nov. Schon eine Woche auf dem Meere! Ich muß gestehen, mein Gefängniß ist mir schon so ziemlich zur

Heimath geworden. Mein Hauptstudium ist bis jetzt das Essen und Schlafen. Wie überall in England, so auch auf dem Schiffe feiert man den Sonntag. Jeder Engländer hatte heute Vormittag auf dem Verdeck sein Gebetbuch in der Hand und hielt für sich Gottesdienst. Daß auch ich den meinigen halte, unterliegt keinem Zweifel; habe ich doch Ursache genug, dem Allmächtigen für seine Güte und Barmherzigkeit zu danken.

Den 24. Nov. Eine höchst erfahrungsreiche Woche liegt hinter uns. Montags den 18. waren wir auf der Höhe von Brest, da überzog sich der Himmel mit grauschwarzen Wolken. Ich konnte nicht mehr schreiben und eilte auf das Verdeck. An dem sorgfältigen Prüfen jedes Seiles, an dem geschwinden Hin- und Herklettern der flinken Matrosen, an dem festen Auftreten des Kapitäns konnte ich hinlänglich erkennen, daß wirklich ein Sturm uns überfallen würde. Die Wogen schwellen zusehends an, die Spitzen derselben wurden mit einem blendend weißen Schaum bedeckt. Unmöglich konnte unser Schiff mehr gegen die haushohen Töchter des Meeres kämpfen; alle Segel wurden deshalb eingerollt. Sehr wenige Passagiere blieben auf dem Verdeck, die meisten liefen ängstlich hin und her und verkrochen sich unten im Schiff, wo es am dunkelsten ist. Angekleidet legte ich mich Abends zu Bette. Vom Schlafen war natürlich keine Rede; hier ein Glas oder eine Flasche, die klirrend auf den Boden fielen, da ein Faß, das donnernd hin und her geschleudert wurde. Am Morgen war große Unordnung in unsrer Kabine, so daß ich genug zu reden hatte, bis meine jungen Reisegefährten sich zum Aufräumen verstanden.

Den ganzen Dienstag währte der Sturm fort, welches zur Folge hatte, daß mein Bett auf's Neue brach und auf dasjenige des unter mir Liegenden herabfiel. Ein Gleiches begegnete meinem Nachbar. Ich nahm mein Bett und streckte mich mit

demselben auf meiner Kiste in einem benachbarten Raume aus; daß ich wieder nicht schlafen konnte, ist natürlich.

Am Mittwoch früh ungefähr um 3 Uhr kroch ich den Wänden nach, so gut es das Schaukeln des Schiffes zuließ, auf das Verdeck, um mich nach dem Wetter umzuschauen. Aber kaum oben angekommen machte mich eine Sturzwelle dergestalt gefalzen naß, daß ich ganz ärgerlich meine Witterungsbeobachtungen wieder einstellte und den Rückzug antrat. Zum Glück fand ich neben meinem harten Lager einen Korb voll Aepfel, der unsrer Gesellschaft gehörte. Ich hatte ungemein Hunger, indem ich Tags vorher nur einiges Bisquit (Schiffszwieback) und fünf kalte Kartoffeln gegessen hatte. Ich langte also hinein, und tröstete mich so über mein Bad.

Gegen 10 Uhr sprach ich gerade mit dem Kapitän, ob wohl der Sturm noch lange anhalten würde, als plötzlich eine Woge sich an unserm Schiffe brach und nicht nur das ganze Verdeck in eine Sündfluth verwandelte, sondern auch das Boot, das an einer Seitenwand befestigt war, zertrümmerte. Ich stand bis an die Knie im Wasser und dachte: Kommt es so, so kannst du dich noch auf Allerhand gefaßt machen. Doch Abends gegen 8 Uhr ließ das Unwetter nach. Ach, wie wohl wirds Einem zu Muth, wenn man wieder mit zufriedenen Blicken in die blauen Wogen hinausschauen kann. Da fragt man nicht, ob der Wind günstig ist oder nicht, man ruht gleichsam mit der Natur aus.

Am Freitag hatten wir einen neuen Sturm zu bestehen, der mit Donner und Blitz verbunden war. Das Heulen des Windes glich gerade dem Getöse eines Dampfers, wenn der Dampf ausgelassen wird. Doch dieses Mal hatte ich auch nicht die geringste Angst. Wie sich doch der Mensch an Alles gewöhnen kann, selbst an die Gefahr!

Nach des Kapitäns Versicherung haben wir die ganze Woche nicht 100 Seemeilen zurückgelegt.

Den 27. Nov. Schönes Wetter seit drei Tagen. Fürwahr wieder etwas Neues für das lüsterne Auge. Alles athmet wie neu auf; selbst die Ragen des Schiffes kommen auf das Verdeck, um sich an den Strahlen der Sonne gütlich zu thun. Bereits fängt es an, ziemlich warm zu werden; auch die Farbe des Meeres hat sich geändert, ein tiefes Blau lacht mir entgegen. Ich plaudere besonders gern mit den Matrosen, die für eine Pfeife Taback sehr gesprächig werden. Ich schmeichle mir, ziemlich von jenen muntern Söhnen Englands geliebt zu werden.

Den 29. Nov. Alle Abende singen wir, Engländer, Schotten und Schweizer, aus voller Brust alle möglichen Lieder, die dann und wann wirklich recht gut harmoniren. Ueberhaupt fängt man an, sich besser kennen zu lernen. Natürlich muß der Mensch auf einem Schiffe Unterhaltung haben, wenn er nicht ganz eintönig werden will; da kann kein Stolz, kein Reich-Erscheinen herrschen.

Den 1. Dez. Schon ist die Hitze bedeutend; ohne Rock spaziere ich auf dem Verdeck herum. Was die Kleidung anbelangt, so hat jetzt alle Etiquette ein Ende. Ein Jeder zieht seine schlechtesten, abgetragenen Kleider an. Theer und Talg lehren einen nur zu gut, was Trumpf ist. Inzwischen wird die Keilichkeit nicht vergessen. Der Engländer will auch immer sein properes Hemd haben.

Den 8. Dez. Die armen Frauen dauern mich, denn bei jeder starken Bewegung des Schiffes lamentiren und ächzen sie, daß es mir durch Mark und Bein geht. Ich wollte letzter Tage eine derselben trösten und ihr von meinem Schauerbalsam eintröpfeln. Nach langem Auspacken fand ich das Fläschchen; es war aber zerbrochen und alle Flüssigkeit durchgesiebert. Da konnte ich mit vielen Entschuldigungen beschämt wieder abziehen.

Nun ist meine Geduld bald zu Ende. Wie sehr hängt doch die gemüthliche Stimmung der Menschen vom guten Wetter ab! Schwer wird es mir oft, für mich allein zu sein. Bekannte habe ich genug auf dem Schiffe, mit denen ich scherzen und lustig sein kann; aber meine Gedanken kann ich Niemand mittheilen.

2. Besuch auf der Insel St. Jago.

Den 15. Dez. Wir haben im Angesicht der portugiesischen Insel St. Jago geankert. Ach, wie lieblich, wie angenehm ist doch jenes Grün auf den Bergen. Wie wohl thut es überhaupt, nach fünf Wochen wieder einmal Land zu sehen; das Quarantaine-recht hat uns aber bis morgen früh an's Schiff gebannt. Schon sind einige Boote mit Früchten angekommen. Es ist sehr komisch für mich, lauter schwarze Menschen zu sehen, die höchst widerwärtig lächeln, indem sie die weißen Zähne zeigen. Für $\frac{1}{2}$ Schilling kann man 100 Drangen kaufen, für 1 Schill. 5 Kokosnüsse oder 2 Buschel Bananen, die ausgezeichnet wohl schmecken. So gut aber diese Früchte auch sein mögen, so nehme ich mich doch sehr in Acht, des Guten zu viel zu thun, weil ich nicht krank werden mag.

Nun ist die erste Lieferung meines Tagebuchs auf dem Wege nach dem Vaterlande, und kann meinen Lieben sagen, daß, wenn gleich das Meer keine Balken hat, das Schiff einem doch zur Heimath werden kann.

Den 16. Dez. Früh Morgens um 8 Uhr wurden wir an's Land gesetzt. Unfre ganze Gesellschaft bestand aus 14 Personen. Da die See ziemlich hoch ging und die Wellen sich deshalb an dem flachen Ufer brachen, konnte unser Kahn nicht ganz bis zum Lande kommen; wir wurden deshalb von einem Haufen halbnackter, schwarzer Gestalten umringt, die uns mir nichts dir nichts aus dem Fahrzeug nahmen und durch die zischenden Wogen

auf festen Boden brachten. Nachdem ich den Trägerlohn bezahlt hatte, konnte ich mich erst recht meiner Füße freuen, die nun wieder fest und sicher auftreten konnten.

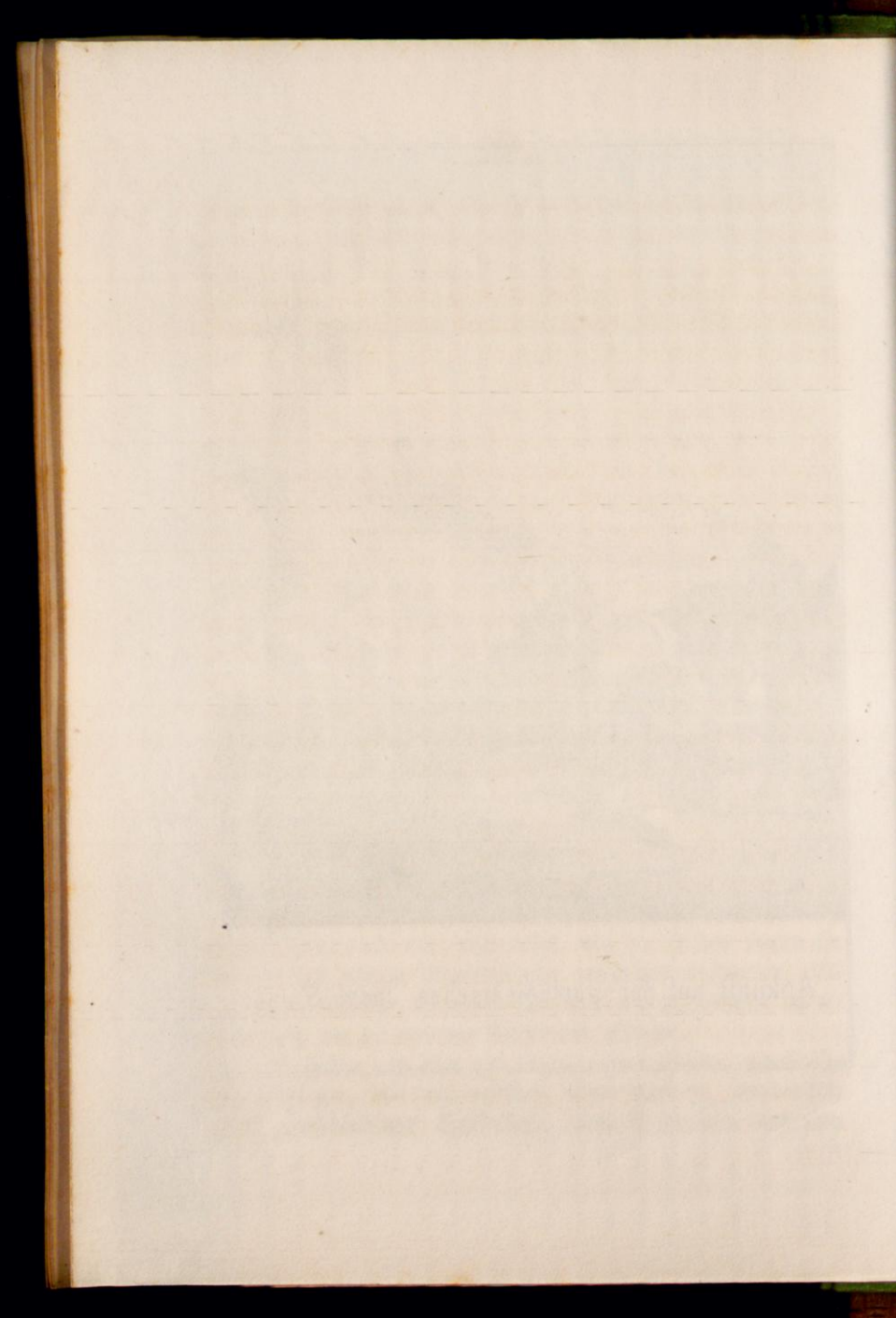
St. Jago ist eine große, ziemlich felsige Insel an der afrikanischen Küste. Gerade vor uns auf der Höhe lag die Hauptstadt Porto Finto. Links und rechts sind Felsen und sandige Steppen. Einige hundert Schritte vom Ufer ist das Zollbureau, ein niedriges und schlecht gebautes Haus, wo sich etliche schwarze portugiesische Soldaten aufhalten, die höchst drollig und schlecht montirt sind. Von dem Zollhause windet sich ein ziemlich breiter Fußweg die Felsen hinan zur kleinen Stadt hinein. Die Häuser derselben sind meist nur einstöckig, oft nur mit einem flachen Dach versehen, und gleichen mehr abgebrannten als bewohnten Räumen. Die Straßen sind sehr schmal und schmutzig, und lachen mußten wir, daß einem solchen Neste der Name Stadt beigelegt werden könne.

Es widerfuhr uns die Ehre, daß wir gleich einer Menagerie angestarrt wurden. Die Beschauer selbst waren fast durchgängig Neger, mit rabenschwarzen Haaren und weißen Zähnen. Die Tracht der Männer war europäisch; ein Polizeibeamter trug einen zerschundenen Hut, einen langen abgeschabten Rock und weiße Hosen mit Stegreifen; dabei war er barfuß. Die Weiber sind sehr phantastisch gekleidet. Um den ganzen Kopf herum windet sich ein Tuch, das meist von rother oder gelber Farbe ist; der Nacken sowie der obere Theil des Körpers ist meistens ganz nackt und unförmlich, um die Hüften tragen sie eine Art von weitem Unterrock von verschiedenen Farben. Es war gerade Markt. Drangen, Bananen und Kokosnüsse waren aufgehäuft, wie bei uns die Äpfel und Birnen.

Wir ließen uns nun von einem weißen Wirth ein Frühstück auftragen, das mir wirklich besser mundete, als die sich immer gleichbleibende Schiffskost. Der Wein war gut und



Ankunft auf der portugiesischen Insel S' Jago.



stark, die Flasche zu 9 bis 18 Pence. Nach dem Frühstück beschlossen wir ein in der Nähe befindliches Thal zu besuchen. Die Mehrzahl von uns nahm Pferde oder Esel, die aber recht armselig aussahen. Wir Fußgänger nahmen einen Führer und wanderten gemüthlich bei Palmbäumen vorbei, durch Orangenhaine und Olivengebüsche. Obgleich es Dezember war, brannte doch die Sonne furchtbar auf uns hernieder; selbst meine Füße schmerzten mich, indem der Sand so heiß war, daß ich meine Hand nicht lange ruhig auf demselben liegen lassen konnte. Die Gegend selbst aber war bezaubernd für mich; den Himmel hatte ich noch nie so schön gesehen. Inzwischen fing ich bald an, Durst zu empfinden, und war froh, als uns ein Mann, den wir antrafen, in seine Hütte führte und uns mit Früchten und Rum erfrischte. Die Hütte hatte vier dünne Mauern, die Thüre war zugleich das Fenster, als Sparren des Dachs dienten dicke Meerrohre, und um dieselben war eine Art Geflecht von Zuckerrohr. Nebst dem Neger, seiner Frau und vier Kindern bewohnten auch Hühner und Schweine diesen Raum, was ganz idyllisch aussah. Wir beschlossen die Orangen vom Baume selbst zu kosten, und wurden deshalb von der ganzen Familie durch Zuckerrohrgesträuch hindurch zu einigen Bäumen geführt, von welchen wir nach Herzenslust nehmen konnten.

Gegen 2 Uhr brachen wir auf. Fürchterlich brannte die Sonne auf unsre armen Schädel herunter; froh waren wir daher, als uns der kühlende Schatten eines Baumes aufnahm. Hier legte sich nun ein Jeder auf's Ohr und schlief ein. Um 5 Uhr ward in Porto Finto noch ein frugales Mittagessen eingenommen. Dasselbst kaufte ich auch Taback und Cigarren, indem für mich das Rauchen ein unumgängliches Bedürfniß auf dem Schiffe ist.

Um 7 Uhr marschirten wir wieder an den Strand zu unserm Boot, das wir jedoch zuerst flott machen mußten. Wir

Legten unsre Einkäufe in dasselbe hinein, zogen die Röcke aus, stülpten die Hosen um und griffen dann lebhaft an; hoch gingen die Wellen, was zur Folge hatte, daß wir oft bis unter die Arme im Wasser stehen mußten, bevor wir unsern Zweck erreichten. Diese Art von Bad war aber bei der großen Hitze ganz wohlthuend für mich. Glücklicherweise langten wir bei dem Schiffe an und kramten unsre Neuigkeiten aus. Das Neueste war, daß wir Alle bestohlen worden waren; ich vermißte 8 Schillinge und mein Schnupstuch, ohne die schlechten Cigarren zu rechnen. Besonders niedergeschlagen war ein junger Mensch, der 10 Schillinge, seine Mütze, seinen Gürtel und sein Schnupstuch eingebüßt hatte. Wie ich bestohlen wurde, weiß ich nicht, indem ich mich sehr vor den schwarzen Dieben in Acht nahm.

Den 17. wollte ich vom Mastkorb aus eine Skizze von Porto Finto machen; als ich aber auf der Hälfte Wegs angelangt war, kamen schnell zwei Matrosen, die mich festbinden wollten, wenn ich nicht eine Flasche Branntwein bezahlte. Dieses Manöver ist schon gegen einige Passagiere geübt worden. Wir haben nun aber, nachdem wir bezahlt haben, die Freiheit, auf allen Stricken herumzuklettern.

3. Reise bis zum Kap der guten Hoffnung.

Den 21. Dez. So, nun wären wir schon wieder drei Tage weit vom Lande; aber die Hitze drückt sehr. Ich weiß mir oft nicht zu helfen, so leicht ich auch gekleidet bin, und freue mich jeden Tag auf den kommenden Morgen; denn da stehe ich jedes Mal, wenn das Schiff gewaschen wird, an der Pumpe und lasse das Wasser über mich hinunterkübeln, daß es eine wahre Freude ist. Ich werde träge und rutsche den schattigen Stellen im Schiffe überall nach, während man bei uns zu Hause jetzt die sonnigen Stellen aufsucht.

Den 25. Dez. Da der Kapitän den Matrosen keine Spässe unter der Linie erlaubte, gestattete er ihnen hingegen gestern, sich zu verkleiden. Nach und nach aber wurden, durch die Rumflasche hervorgezaubert, die Spässe zu grell. Einige Matrosen bekamen Streit mit einander. Da hatte ich denn auch Gelegenheit, die englische Kunstfertigkeit im Boxen zu bewundern. Die Kerls schlugen einander in's Gesicht, als wenn es von Holz wäre; die Folge davon ist, daß heute vier bis fünf der Kämpfer mit hochgeschwollenen und blutunterlaufenen Nasen herumlaufen.

Keine Glocken haben wir gehört, welche die Christen anderwärts so zahlreich zu den Tempeln des menschgewordenen Gottessohnes gerufen haben. Und doch habe ich, wenn auch nur in Gedanken, mit den Meinigen die heiligen Hallen überschritten, um Dem zu danken, der der Menschheit Erlöser geworden ist, und mit ihnen zu singen: „Dieß ist der Tag, den Gott gemacht!“

Den 26. Dez. Heute hatten wir das große Vergnügen, einem Rotterdamer Schiffe zu begegnen, das von Batavia kam. Der Kapitän desselben schien aber ein grober Mensch zu sein, indem er nicht einmal Briefe von uns mitnehmen wollte. Um meine Zeit nicht unnütz zu verlieren und noch besser englisch sprechen zu lernen, habe ich heute angefangen, Zeichnungsunterricht zu geben. Das Schiff steuert ruhig durch die Wellen, einen goldnen Faden hinter sich zurücklassend; aber die Richtung des Windes ist uns nicht günstig. Ein Matrose hat einen ziemlich großen Fisch harpunirt, der zubereitet ungefähr wie Beefsteak schmeckte.

Den 29. Dez. Heute haben wir ein englisches Schiff zu Gesichte bekommen und von demselben durch telegraphische Zeichen erfahren, daß es von Liverpool aus seit 47 Tagen, also gerade so lange wie wir, unterwegs ist. Sein Name ist Athen, sein Ziel Batavia. Es hat jedes Schiff ein Zeichenbuch; die ver-

schiedenen Farben der Flaggen geben die Ziffern von 1 bis 9 an. Wenn nun vier Flaggen von verschiedenen Farben aufgezogen werden, so kann man damit bis 9999 verschiedene Sätze ausdrücken. Da heißt z. B. 3458: Wann hat dieses Schiff England verlassen? Man antwortet mit 6524, das heißt: Den 7. September u. s. f.

Den 31. Dez. Nun, der letzte Tag im Jahr ist bald vorüber. Viele Menschen, die letzten Sylvester noch gesund und frisch herumgepilgert sind, ruhen nun schon von ihrer Arbeit, und die Sonne bescheint ihre Gräber. Unter diese gehört auch mein herzlich geliebter Vater, den des Todes kalte Hand uns Allen entrissen hat! Jetzt ist ihm wohl, er hat überstanden und bittet bei dem Throne des Allmächtigen um unser Aller Glück und Heil! Gebe Gott, daß der nächste Sylvester in jeder Beziehung meinen Wünschen entspreche, und daß ich dann ausrufen könne: „Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hoffet auf Ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten in aller Noth und Traurigkeit.“

Mittwoch, 1. Jan. 1851. Sei mir begrüßt, du 1851r Jahr! Was wird wohl in deinem dunkeln Schooße für mich aufbewahrt sein? Ohne Zweifel der Mühen und Sorgen viel, der Freuden wenige, sehr wenige! Gebe Gott, daß ich die Kräfte habe, erstere als Mann und Christ standhaft zu ertragen, letztere aber wohlweislich zu benutzen.

Den 2. Jan. Heute früh haben wir die Linie passirt. Des Abends wurden wir durch das Geschrei: „ein Hai, ein Hai!“ auf das Verdeck gerufen. Bald sahen wir dieses Ungeheüm, das vielleicht 8 bis 10 Fuß lang war. Schnell wurde ein Stück Schweinefleisch an einen Haken befestigt und an einem Strick in's Wasser gelassen. Der Hai biß an; doch der Strick war zu schwach und zerriß. Mit dem Haken in der Schnauze suchte der Fische das Weite.

Den 4. Jan. Es ist mir eine ziemlich unverhoffte Beschäftigung geworden. Der Kapitän, sei es um zu untersuchen ob ich wirklich Etwas verstehe, oder um mir Arbeit zu geben, sprach mich an, etliche Flecklinge von Hand zu sägen. Ich machte mich natürlich gleich tüchtig an die Arbeit. Der Kapitän sowohl als die Passagiere lobten mich; ich aber dachte im Stillen: Es ist doch gut, wenn man was gelernt hat. Nach einigen Tagen wurde der Kapitän ein Bißchen unverschämt, indem er mich beinahe als den Schiffszimmermann betrachtete. Es ist freilich angenehm, Einem im Schatten zuzuschauen, der, den Strahlen der Sonne ausgesetzt, seine Arbeit verrichtet. Ich will aber meine Studien nicht ganz bei Seite setzen, und werde hinfort nur arbeiten, wenn ich dazu aufgelegt bin.

Den 5. Jan. Schon einige Tage sind wir nicht nur vom schönsten Wetter, sondern auch vom besten Winde begleitet. O wie schön sind doch die mond hellen Nächte um den Aequator! Wie prachtvoll prangen die Milliarden Sterne am hohen Himmelsdom! Da sitze ich gewöhnlich vorn auf dem Schiff und denke, was wohl mein künftiges Schicksal sein wird. Aber erst 6000 Meilen von 16000 zurückgelegt und noch weit vom Kap der guten Hoffnung. Fürwahr, eine lange Reise.

Den 12. Jan. Der Sonntag ist auf einem englischen Schiff sehr langweilig. Die geselligen Engländer halten das Gebot sehr genau: am siebenten Tage sollst du kein Werk thun; sie leben aber dafür an den sechs andern Tagen um so weltlicher. Ich habe, wenn das Wetter erlaubte den Gottesdienst zu halten, demselben mehr aus Schicklichkeit, als aus innerm Triebe beigewohnt, indem ein Kapitel aus der Bibel mich mehr erbaute als die langweiligen Litaneien.

Den 16. Jan. Heute habe ich wieder einmal tüchtig als Zeichnungslehrer und auch als Zimmermann gearbeitet. Ich fange an große Freude an meinen drei Schülern zu haben, in-

dem sie sich wirklich Mühe geben. Die Leute im Schiff sind übrigens nicht scheu; denn kaum hatte ich zum Scherz einen meiner nähern Bekannten porträtirt, so wollte gleich ein ganzes Duzend abconterfeit sein.

Den 22. Jan. Die letzten Tage waren sehr angenehm. Wir belustigten uns damit, die großen Wasservögel, Albatros, zu fischen, welche in diesem Meer sehr häufig sind. Wir ließen eine ziemlich große Angel, an die ein Stück Schweinefleisch gesteckt war, an einer starken Schnur in's Wasser. Die dummen Thiere, die nichts von der menschlichen Grausamkeit wissen, bissen an, und auf diese Weise fingen wir einige, die wir jedoch wieder frei ließen. Prachtvoll sehen diese Thiere aus. Große, schöne Augen zieren den blendend weißen Kopf; diese Farbe verwandelt sich bis an das Ende der Flügel in's dunkelste Braun. Die Füße sind ziemlich kurz und enden in drei Krallen, zwischen denen große Schwimmhäute sind. Von dem Verdeck aus konnten diese Vögel nicht fortfliegen. Indem sie auf demselben hin und her stolperten, verursachten sie ein eigenthümliches Geräusch, als wenn sie mit Holzschuhen liefen. Ihre ganze Größe mit ausgebreiteten Flügeln beträgt 8 bis 10 Fuß.

Den 28. Jan. Es fängt an von Süden her bedenklich kalt zu werden; die plötzliche Abwechslung möchte leicht schädlich werden, wenn man sich nicht warm anzieht.

Heute war ein unglücklicher Tag für uns. Schon um 1 Uhr Morgens wurde eine fürchterlich große Welle über Bord geworfen, die unsre Kabine mit Wasser füllte und die Thüre derselben zertrümmerte. Man kann sich mein Erwachen denken; mein Koffer und meine Schuhe schwammen im Wasser. Wir entledigten uns desselben so gut wir konnten, und krochen wieder in die ziemlich nassen Betten. Um 2 Uhr Nachmittags brach schönem Himmel drang wieder eine ungeheure Wassermasse auf's Verdeck und von da in die untern Räume, die alle offen standen.

Das Geschrei der Weiber und Kinder, die natürlich glaubten, nun verloren zu sein, war herzerreißend. Ich für meinen Theil machte einige Sprünge, um dem unerwünschten Fußbad zu ent-rinnen, und arbeitete wieder wie in der Nacht. In Zeit von zwei Stunden war das Schiff wieder gekehrt.

Den 1. Febr. Bereits 12 Wochen habe ich nun auf dem Schiffe zugebracht. Es herrscht auf unserm Verdeck ein gar freundliches, angenehmes Treiben. Beinahe die ganze Gesellschaft besteht aus jungen, regsamen Leuten, die sich nach und nach sehr gut verstehen gelernt haben. Es ist kein Streit, keine absichtliche Kränkung; Spiele und Scherze wechseln mit fröhlichen, heitern Liedern ab. Beständig sind wir jetzt mit einer großen Zahl von Vögeln umgeben, die besonders die See sehr belebt machen. Einige Passagiere, die auch zur See ihre Jagdlust nicht unbefriedigt lassen können, erlauben sich oft das Vergnügen, einige dieser gefiederten Bewohner der Luft herunterzuschießen; ich für meinen Theil sehe diese Thiere lieber da, wo sie hingehören, als todt in den schäumenden Wogen, und lasse deßhalb mein Schießgewehr in meinem Koffer.

4. Vom Kap bis nach Freemantle.

Den 2. Febr. In dieser Nacht haben wir das Kap der guten Hoffnung passiert. Diese Stelle ist sonst gefährlich für die Schiffe. Am letzten 16. September sollen sechszehn größere und kleinere Fahrzeuge mit allen Menschen hier untergegangen sein. Was doch für Schätze im Meeresgrund begraben liegen!

Ich war heute in ganz fideler Stimmung und scherzte deßhalb mit den Matrosen. Es sind dieselben höchst drollige Bursche, die für ein Glas Rum oder Brandy Alles thun. Dabei leiden sie aber viel vom Aberglauben; so z. B. lieben sie es nicht, wenn man bei großem Wind und Regen lustige Lieder, und

umgekehrt, wenn man bei schönem aber ziemlich windlosem Wetter religiöse Lieder singt. Im ersten Fall glauben sie, der Wind könne sich leicht in einen Sturm umändern, im zweiten hingegen, der Wind könnte gänzlich aufhören. Auch sehen es diese Söhne des Meers sehr ungern, wenn man einen Sturmvogel tödten will.

Bei diesem schönen Wetter öffnete ich wieder einmal meinen Koffer, war aber nichts weniger als zufrieden. Durch die Nässe und Feuchtigkeit, welche durch die Ueberschwemmungen in unsrer Kabine entstanden war, hatten verschiedene meiner Kleidungsstücke Flecken erhalten; manches war noch feucht. Ich half mir und trocknete so gut ich konnte.

Den 9. Febr. Kein Wind, der unser Schiff bewegt; einsam und verlassen steht dasselbe in dem weiten, großen Ozean. Wie unglücklich ist doch ein Schiff, dessen Segel schlaff herunterhängen! Nur zu bald theilt sich dieser Zustand den Passagieren mit, die gedankenlos auf dem Verdeck herumstiefeln, dann und wann einen ärgerlichen Blick nach den Wolken sendend. Die armen Albatros haben es dann zu büßen, indem dieselben oft ein Opfer der menschlichen Langeweile werden.

Den 18. Febr. Ich wünsche mir von Herzen Glück, einer großen Gefahr entronnen zu sein.

Samstags den 15., als unser Schiff ungefähr die Höhe der Insel Mauritius erreicht hatte, änderte sich plötzlich der Wind. Um 4 Uhr, als ich gerade auf dem Deck nach unsern Theetöpfen sah, merkte ich zu meinem großen Mißbehagen, daß derselbe gänzlich aufgehört hatte. Die Luft war schwül, die Wellen gingen sehr hoch, der Himmel verfinsterte sich zusehends; ängstlich flogen die Vögel, unsre beständigen Begleiter, umher, als wollten sie einen Ort suchen, um sich zu verbergen. Stangen und Segel waren schon alle heruntergenommen und auf dem Verdeck angebunden. Die Masten alle streckten kahl ihre Spitzen zu dem schwarzen Himmel empor. Sie und da waren noch

einige Matrosen beschäftigt, alles Bewegliche zu befestigen. Ein Sturm stand uns bevor.

Raum waren des Kapitäns deutliche und kurze Befehle vollzogen und unser Schiff, soviel Menschenhände ausrichten konnten, auf Alles vorbereitet, so rückte das Ungewitter mit aller Macht auf uns an. Ich eilte an meinen Koffer, um meine Empfehlungs- und Kreditbriefe in meine Brieftasche zu stecken und alle beweglichen Gegenstände zu befestigen; dann zog ich meine wasserdichte Jacke an und eilte auf's Verdeck. Wie sollte ich in diesen wenigen Minuten Alles verändert finden! Zischend thürmten sich die Wogen an unserm Schiffe empor und brachen donnernd über dasselbe herein. Oft war das Wasser 2 bis 3 Schuh tief, mußte jedoch schnell wieder ablaufen. Als ich das Alles sah, empfahl ich meine Seele Gott und war auf Alles gefaßt.

Als ich wieder hinunter kam, war Alles finster. Ich kroch in's Bett, das meines Erachtens der beste Platz im Sturm ist. Doch nur zu bald wurde ich in meiner Ruhe gestört und mit aller Gewalt hinausgeworfen. Jetzt begab ich mich zu den übrigen Passagieren, die in verschiedenen Gruppen um unsern großen Speisetisch herum saßen, von wo doch ein spärliches Licht mir entgegenschimmerte.

Bei einem Sturme giebt es nach meiner Beobachtung dreierlei Stimmungen. Die Einen, namentlich die ältern Passagiere, besonders Frauen, halten ihr Gebetbuch zitternd in der Hand und stammeln halblaut ihre Gebete her. Die Andern zeigen eine erzwungene Fröhlichkeit, die von der Rumflasche herrührt, und sind gerade die, welche am wenigsten Muth besitzen. Die dritte Klasse halte ich für die beste. Dahin gehören die, welche ruhig und still da sitzen, und — auf das Schlimmste gefaßt — sich in ihren Zustand ruhig fügen. Unter welche von

diesen Klassen ich gerechnet werden soll, mögen meine lieben Leser wohl am Besten beurtheilen können.

Das fürchterliche Hin- und Herschaukeln des Schiffs, die stummen Figuren und das Gerassel der Scherben konnten mich aber unmöglich unten halten; ich mußte wieder auf das Verdeck. Es mochte zwischen 8 und 9 Uhr Abends sein. Das Wüthen des Sturmes hatte sich noch verstärkt. Sprechen zu können war eine Unmöglichkeit, indem der Wind Einem den Athem verhielt, sobald man den Mund öffnete. Pechschwarz war der Himmel. Die Wellen schienen oft bis an den Hauptmast hinauf zu reichen; plötzlich fiel eine solche auf das Schiff, daß Alles frachte; ich ward bis an die Hüfte naß. Doch unser Schiff erhob sich wieder und das Wasser lief wie vorhin ab, ein Beweis, daß das Schiff nicht stark beschädigt sein könne. Ein eigenes Gefühl bemächtigte sich meiner. O wie fühlte ich in diesen Augenblicken, wohl den schrecklichsten meines Lebens, wie eitel und vergänglich alles menschliche Machwerk sei gegen solche Naturkräfte. Und was für ein beengendes Gefühl ist das, nirgendshin sich retten zu können, sondern in der Gefahr ganz still stehen zu müssen.

An einem dicken Tau mich festhaltend, verweilte ich noch eine geraume Zeit auf dem Verdeck, indem mir, ich gestehe es offen, eine gewisse Angst nicht erlaubte hinunter zu gehen. Lieber wollte ich die Wolken sich gegen uns heranthürmen sehen, als unten in einer peinlichen Ungewißheit schweben. Doch gewöhnte ich mich endlich gleichsam an die augenscheinliche Gefahr. Etwa um 10 Uhr rutschte ich mit einem Strick in der Hand zu meinem Nachtlager, um mich so viel als möglich an's Bett festzubinden. Angekleidet legte ich mich zur Ruhe und betete während dem Windegeheul und dem Toben der Wellen ein ächtes Kerngebet zum Herrn. Bis gegen 1 Uhr wütheten die empörten Elemente gleichmäßig fort. Nach 3 Uhr hatte der Wind bedeutend nachgelassen und ich schlief den Sonntag Morgen ruhig bis gegen

8 Uhr. Ach wie wohl befindet man sich nach einem solchen Sturm! Wie vergißt man alles Peinliche und Mißliche im Hochgenuß des Glücks der Errettung! Im Vergleich zu diesem Sturm war freilich der im Biscayahschen Meerbusen eine Kleinigkeit.

Den 20. Febr. Man sollte meinen, daß man bei einer großen Seereise auch Vieles sehen müßte. Aber Himmel und Wasser bleiben sich gleich. Hat man aber die Seekrankheit überstanden, haben die Passagiere sich kennen gelernt, ist das harte Bisquit und das gesalzene Fleisch Einem zum Ueberdruß geworden, so kommen Einem die letzten 14 Tage länger vor als die ganze Reise.

Meiner Gewohnheit gemäß war ich nach 8 Uhr noch auf dem Verdeck, um gemüthlich meine kurze Kölner Pfeife rauchend die Wellen zu betrachten. Ich wollte von einer Schiffsseite zur andern gehen, glitschte aber unglücklicher Weise aus und fiel mit dem ganzen Gewicht meines Körpers auf den Kopf, so daß ich für einige Zeit glaubte, die Sinne verloren zu haben. Einige Matrosen hoben mich auf, worauf es bald anfang mir besser zu werden; nur schmerzten mich meine Schläfe sehr empfindlich.

Bald darauf stieg ich unsre steile Treppe hinunter, um mich zu Bett zu legen. Dort angekommen, sah ich, daß mein Koffer nicht mehr recht fest war, und wollte ihn deßhalb mit einigen Nägeln befestigen, als plötzlich ein großes Mehlsfaß, 4 bis 5 Zentner schwer, durch das heftige Rollen des Schiffs von der entgegengesetzten Seite mit aller Macht, gleich einer Lawine, gegen die eine Bretterwand angerückt kam, dieselbe einschlug, und mir die Hälfte eines zerbrochenen Bettstückes an den armen Kopf schmiß, so daß ich nun für einige Zeit wirklich halb betäubungslos da lag. Gerade oben an dem einen der Schläfe hatte ich eine ziemlich bedeutende Wunde erhalten, aus der Blut quoll,

welches aber bald mit etwas Rum gestillt wurde. Ein heftiges Kopfweh jedoch sollte mich die ganze Nacht hindurch wach erhalten. Freilich wird man sagen, warum ich denn nicht ausgewichen sei? Aber das Mehlsaß kam so schnell, daß ich meinem Schicksal nicht mehr entinnen konnte. Ihr, die ihr ohne Gefahr zerquetscht zu werden im festen Hause wohnt, habt Verdauern mit Einem, der die Wucht eines Mehlsaffes auszustehen gehabt hat!

5. Ankunft in Neuholland und erster Aufenthalt daselbst.

Den 6. März. Endlich konnten wir Land erblicken! Denke man sich Land! O ein schönes Wort, wenn man zwei Monate lang keines gesehen hat! Alles ist im eifrigsten Einpacken und Aufräumen begriffen. Erst zeigte sich die Insel Rottneest, ungefähr 10—12 englische Meilen von Freemantle. Um 3 Uhr kam der Lootse, um unser Schiff sicher in den Hafen hinein zu bugjiren.

Den 7. März. Sei gegrüßt, du schöner, längst ersehnter Tag, der von der Vorsehung bestimmt war, unsrer Reise ein Ziel zu stecken; sei gegrüßt du neues Heimathland, das mir so schön entgegenlacht! Daß ich die letzte Nacht nicht gut schlief, ist wohl natürlich. Immer wähnte ich das Klirren der Ankerkette zu hören, die mir anzeigen sollte, daß wir dem Meere entronnen seien; und war doch Alles lauter Spiel der Phantasie. Ihr, liebe Leser, wißt freilich nicht, was für ein Gefühl Einen ergreifen muß, wenn man am Ziele langgehegter Wünsche angelangt ist, nachdem man 121 Tage lang allen Gefahren eines fürchterlichen Elements ausgesetzt gewesen ist.

Freemantle, den 27. März. Noch einen Blick zu der Mary Ann, die mich so sicher hieher gebracht hatte, und mein

Fuß war auf fester Erde. Wohin mein Auge schaute, konnte es nur große Sandflächen, spärlich mit einigem Grün bewachsen, erblicken. Fürwahr, Freemantle gewährt beim ersten Anblick eben keinen einladenden Eindruck. Eine einzige vernünftige Hauptstraße konnte ich erblicken, sonst nur hier ein angefangenes nun verlassenes Haus, dort eine miserable Hütte. Die Hauptstraße ist eine kleine englische Meile lang; sie beginnt mit dem Leuchthurm und endet mit einer englischen Kapelle. Der Stuhl der hiesigen Bauten ist höchst arm.

Die erste Nacht, die ich wieder auf fester Erde zubrachte, schwand ruhig und glücklich dahin. Hell und freundlich schien die Sonne in mein Zimmerchen, als ich erwachte. Es war Sonntag. Obgleich noch keine Glocken da sind, die den Christen zum Gotteshause rufen, so betrat doch mein Fuß diesen heiligen Ort, um von Herzensgrunde dem Allmächtigen für meine glücklich vollendete Reise zu danken, und ihn um seinen Beistand und Segen zu meinen Unternehmungen zu bitten.

Für mein Logis und eine ziemlich vernünftige Kost ohne Wein muß ich wöchentlich 21 Shillinge zahlen. Da lernt man rechnen. Alles ist hier so fein und hübsch gekleidet wie in England. Wenn man die schmuck angezogenen Damen sieht, und wenn das Ohr auf der Straße die Raubertöne eines Klaviers mit Wonne vernimmt, so sollte man nicht glauben, daß man sich auf australischem Boden befindet. Aber die Gestalt der Eingebornen erinnert wieder daran, und der Sand den man nach allen Seiten erblickt und unter dem der fruchtbare Boden 4 bis 5 Fuß tief begraben liegt. Man weiß in Europa gewöhnlich gerade so viel von Australien, als man hier von meinem Heimathlande weiß. So z. B. fragte mich leztthin eine Dame: „Was sind doch die Schweizer für eine Nation? Sind's kultivirte Menschen? Nicht wahr, ihre Hautfarbe ist schwarz?“ Ich antwortete: „Sie sehen einen Schweizer vor sich.“

Das Klima ist hier sehr angenehm und gesund. Des Mittags ist zwar die Hitze groß; sie ist aber nicht so beschwerlich als in Europa. Bei 110° Fahrenheit zeichnete ich, auf einem Felsen sitzend, Freemantle ab, den Strahlen der Sonne ausgesetzt und fühlte mich ganz wohl dabei. Lästig sind nur die unzähligen Sandfliegen, die den Menschen auf allen Schritten verfolgen. Die Winterszeit beginnt im Juni; Plazregen und Wolkenbrüche sollen dann oft vorkommen, aber von Schnee und Eis sei keine Spur. Von inländischen Früchten kenne ich bis jetzt nur Wassermelonen und Feigen; daß jedoch Weinreben und Oliven hier auch gedeihen, unterliegt keinem Zweifel. Das einzige Wild, das hier haust, ist das Känguruh. Tausende derselben streifen in den Urwäldern — zwischen den Mahagonibäumen — herum. Das Fleisch, besonders der dicke Schwanz, soll sehr wohlschmeckend sein. Das Meer gewährt eine unaufhörliche Ausbeute an Fischen, und eben so der Wald an zahllosen Vögeln.

Wenn vor 20 Jahren ein Weißer, der nicht gut bewaffnet war, sich nur ein wenig von seinem Aufenthaltsorte entfernte, so wurde er erbarmungslos von den Wilden hingeschlachtet. Nun mischen diese sich harmlos unter die Weißen, lernen mit Leichtigkeit die englische Sprache und verrichten um's Geld alle möglichen Dienste. Wenn Jemand z. B. ein Känguruh wünscht, so giebt er einem Natis sein Gewehr mit Pulver und Blei und schießt ihn in den Busch. Er kann versichert sein, in zwei Tagen sein Eigenthum wieder zu haben, und der Natis ist froh und zufrieden, wenn er für seine Mühe 1 bis 2 Schill. erhält. Ihre Waffen bestehen aus einem langen hölzernen Speer und einem gekrümmten scharfen Stück Holz. Den Speer wissen sie so gut zu führen, daß ihnen selbst die Fische im Wasser nicht entrinnen. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun; ihr Gesicht ist mit rother Farbe bemalt und ist in der That scheußlich zu nennen, besonders da

durch die Nase gemeiniglich ein 5 bis 6 Zoll langes Stäbchen geht. Schon einige Male habe ich mich mit diesen Kindern des Busches in's Gespräch eingelassen und war wirklich erstaunt, sie so gut englisch sprechen zu hören.

Es komme aber Niemand nach Freemantle und überhaupt in diese Kolonie, um in einigen Jahren schon sein Glück zu machen. Im ganzen Umkreis ist kein einziger reicher Mann, und wo kein Geld ist, da ist es eben sehr schwer, reich zu werden. Mit der Zeit wird's besser kommen.

Ende Juli. Ich traf in meinem Hotel einen „Settler“, Hrn. Dempster, an, der mich einlud, zu ihm auf die Insel Rottneft zu kommen, 12 engl. Meilen von Freemantle, und mich seiner Kinder anzunehmen. Ich wurde dort äußerst zuvorkommend aufgenommen. Es wohnen hier nur zwei Familien; aber Kinder sind genug da. Ich habe von 9 bis 12 Uhr vier wilde Jungen zu unterrichten. Doch ich muß vorne anfangen.

Ihr tretet in ein großes, spärlich erleuchtetes Zimmer. Das erste, was euch bewillkommt, sind drei Hunde und eine große Kage. Vier Knaben und drei Mädchen, sämmtlich ohne Schuhe und Strümpfe, laufen ohne gehörige Beschäftigung hin und her. Herr und Frau sitzen behaglich um ein wärmendes Kaminfeuer, mit Cypressenholz angefacht. Zucker, Reis und Mehlsäcke stehen über einander; Sachen von Werth an Orten, wo sie leicht zerbrechen konnten, Brot und andere Lebensmittel neben den schmutzigen Mützen. Um das Haus herum liegen Scherben aller Art, Knochen von jeglicher Beschaffenheit, die einem das Spazierengehen verleiden. Dazu Ungeziefer genug. Die Schweine laufen herum, wo es ihnen gefällt, und sind äußerst zudringlich. Doch so sehr mir Unreinlichkeit und Unordnung mißfällt, bin ich doch nicht undankbar gegen diese zuvorkommende Familie; das hieße schlecht einen Samariterdienst vergelten.

Den 3. August. Die Buben fangen an etwas verständiger zu werden. Ich spreche nun geläufig die Landessprache. Tritt dann und wann ein Bock unter die Schafe, so ist derselbe eben bald geschossen. Nachmittags habe ich den Fischen, deren es hier eine Unzahl giebt, von den prachtvollsten Farben und sonderbarsten Gestalten, den Krieg angekündigt; wir wohnen nur 30 Schritte vom Meer. Es ist jetzt Winter hier; wir haben also viel Regen. Donnernd gleich Artilleriefalven brechen sich oft die Wogen am felsigen Ufer. Oft meine ich des Nachts, der gewaltige Wind müsse wenigstens die Kamine herunterjagen.

Ich bin in die Nothwendigkeit versetzt, Schneider zu werden, um meine Beinkleider mit neuen Stücken zu versehen. Noth bricht Eisen. Ich habe sie dann auch ausgebügelt.

Den 8. August. Diese Insel scheint durch eine vulkanische Kraft aus dem Schooße des tiefen Meeres herausgehoben worden zu sein; denn auf den höchsten Hügeln finde ich die Erde mit einer Unzahl von Muscheln vermischt. Die Felsen sind zerbrochen und hin- und hergeworfen. Alte Einwohner des Landes behaupten, die Insel einst aus dem Meer herauskommen gesehen zu haben.

Heute hatte ich zum ersten Mal die Freude, mit Hrn. Dempster in seinem Wallfischboote auszufahren. Ich war froh, daß ich das Rudern in Lausanne gelernt hatte. Fische von 20 bis 30 Pfund lohnten die Mühe. Ich muß aber gestehen, daß, ob ich gleich nicht wasserscheu bin, ich doch froh war, meinen Fuß wieder auf festes Land setzen zu können. Die ganze Küste ist sehr gefährlich, einestheils wegen der Felsen, andernteils wegen der hungrigen Raubfische.

Den 11. August. Ha! Was ist dieß? Ein Schiff, das mit vollen Segeln Freemantle zueilt! Werde ich wohl dasmal Briefe erhalten? Ich will lieber nicht hoffen; ich bin schon zu oft getäuscht worden.

Den 13. August. Große Freude! Zwei Briefe für mich! Was ich da empfunden habe, als ich theure, bekannte Züge in meiner Hand hielt! Fragt nicht, welche Gefühle mein hochklopfendes Herz bewegten, als mein sehnenndes Auge mit Heißhunger den Inhalt verschlang. Nein, vergessen bin ich nicht! Liebe haucht mir entgegen; Liebe, das kostbare Band, das mit Zaubergewalt die fühlenden Herzen der Menschen umschlingt. Wie freut mich die Billigung meines Thuns und Treibens von den Meinigen! Gott dem Allmächtigen gebührt deßhalb die Ehre!



VIII.

Des Kindes Dank.

Lernte heut' von meinem jüngsten Kinde,
Meinem Büblein mit dem steten Lächeln,
Wie ich danken sollte meinem Gotte
Für die tausend Gaben seiner Güte:

Hielt's die Mutter zärtlich auf dem Schooße,
Mit dem einen Arm hob sie sein Köpfchen,
Mit dem andern von dem Morgensüppchen
Reicht sie — sorglich blasend — ihm ein Bröcklein,
Denn schon lange harrt' es offenen Mundes.

Und o sieh! nach jedem Schlücklein hebet
 Lächelnd auf das Kind sein blühend Antlit,
 Neigt sich wieder dann und isset weiter.
 Ach nicht einen Bissen hätt's genommen,
 Ohne zu der Mutter aufzublicken!

Als gemacht das Schüssellein geleeret,
 Heftet's länger noch mit ernstem Ausdruck
 Seine blauen Augen auf die Mutter,
 Lehnt sich müde dann an ihren Busen,
 Auszuruh'n von seiner schweren Arbeit.

Und ich seufzt': o möcht' ich also danken
 Dir, o Gott, wie dieses Kind der Mutter,
 Der mit Güte mich so reich gekrönt,
 Dessen Treu' dieselbe jeden Morgen!
 Geh' nicht in's Gericht mit deinem Knechte,
 Hab des Dankes gleich ich oft vergessen!

Stille schaut' ich in des Kindes Augen
 Lange noch mit meinen thränenfeuchten,
 Bis ihm niedersanken seine Wimpern
 Und's die Mutter leise trug in's Bettchen.

F. D.



IX.

Leben des sechsjährigen Gottlieb Ehrlich.

Wer kennt nicht aus Gellerts unsterblichen Fabeln das Lied: „Von einem Greise will ich singen, der neunzig Jahr die Welt gesehen“? Es zeigt uns, daß Menschen sehr lange leben können, ohne irgend Etwas zu Gottes Ehre und des Nächsten Wohl gethan zu haben.

Aber eben so wahr ist es, daß auch ein sehr kurzes Leben schon reichhaltig und lehrreich sein kann. Und von einem solchen wollen wir hier Einiges mittheilen. Es ist das Leben eines Knaben, der bereits im sechsten Jahr auf eine sehr traurige Weise von dieser Welt abgerufen worden ist. Wir wollen ihn Gottlieb Ehrlich nennen.

Schon seine Geburt war merkwürdig; denn er war wie Isaak und Jakob, Samuel und Johannes der Täufer ein erbetenes Kind. Sieben Jahre hatten seine Eltern geharrt, als ihnen diese theure Gabe vom Herrn bescheert wurde; ihm wurde daher das Kind auch von Anfang an geweiht. Es war das größte Herzensanliegen seiner Eltern, ihren Sohn nebst einem Töchterlein, das ihnen später noch bescheert wurde, zu Gottes Ehre und Freude zu erziehen.

Das ist aber nicht so leicht, zumal bei einem so langersehnten Kinde. Da artet die Liebe der Eltern gar leicht in Schwäche aus, daß sie ihren Kindern nichts abschlagen können. Bei Gottlieb war es besonders nöthig, daß das junge Bäumchen früh gebogen wurde, denn gar bald regte sich bei dem so kräftigen Knaben ein starker Eigenwille. Was er sah, wollte er haben, und ehe man es ihm geben oder abschlagen konnte, war er schon auf der Bank oder dem Tisch, um es selbst zu holen. Aber Gott schenkte seiner Mutter, — die ihn natürlich in den ersten Jahren am meisten um sich hatte, — die nöthige Festigkeit und Ruhe, um seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit zu begegnen.

Einst hatte Gottlieb es unternommen, während die Mutter mit Jemand sprach, hinter ihrem Rücken ein ganzes Bücherbret abzuräumen. Als sie zurückschaute, lagen alle Bücher umher auf Stühlen. „Was hast du gemacht, Gottlieb?“ sagte sie; „nun kannst du alle diese Bücher eins nach dem andern nehmen, und wieder hübsch an ihren Platz stellen.“ Der Knabe that als hörte er nichts, und fragte nach einer Weile, als wenn nichts obwaltete: „Mutter, darf ich in den Garten gehen?“ Die Mutter antwortete: „Man denkt nicht an sein Vergnügen, ehe man seine Pflicht gethan hat. Was habe ich dir vorhin befohlen?“ Gottlieb stand eine Zeitlang in Gedanken da; der Ungehorsam kämpfte mit dem Gewissen. Schon hatte er die Hand an der Thürfalle, und dachte in einem unbewachten Augenblick zu entflüpfen. Da schaute ihn seine Mutter noch einmal mit einem warnenden Blicke an, und das Gute hatte gewonnen. Gottlieb kehrte zurück, nahm das erste Buch und stellte es auf das Bret. Bald fing ihm die Sache an so lustig zu werden wie das Abräumen; in einigen Minuten waren alle Bücher an ihrem Ort, und Gottlieb hüpfte in den Garten.

Ein anderes Mal hatte die Mutter Besuch, und Gottlieb durfte still mit seinem Bilderbuch neben ihr an dem Tisch sitzen.

Er kriegte auch etwas Konfekt von ihrem Teller. Daran hatte er aber nicht genug; er bat um mehr. „Nein,“ sagte die Mutter, „du hast ja dein Abendbrot schon gehabt.“ Bald darauf ging sie aus dem Zimmer und noch lag einiges Konfekt auf ihrem Teller. Behende wußte der Kleine diesen Teller vor sich zu bringen, und in einem Augenblick war Alles, was darauf lag, verschwunden. Die anwesenden Freundinnen der Mutter bemerkten das. Sie hatten das Kind lieb, lachten also nicht zu dieser kleinen Schelmerei, sondern eine sagte: „Aber Gottlieb! du hast das Konfekt deiner Mutter gegessen; wenn sie nun wiederkommt, so hat sie nichts mehr!“ Das ging ihm an's Herz; daran hatte er nicht gedacht. Als sie wieder in's Zimmer trat, und noch ehe sie bemerkt hatte, daß ihr Teller leer sei, rief er: „Mutter, was habe ich gethan! Ich habe all dein Konfekt weggeessen!“ Die Mutter machte eine ernsthafte Miene und sagte: „So? das ist nicht schön, das mußt du nie mehr thun!“ aber im Herzen dankte sie dem lieben Gott, daß er das Herz ihres Kindes aufrichtig gemacht hatte.

Wie alle Kinder, hatte Gottlieb gern viel Spielzeug. Und ehe er mit dem einen sich recht vergnügt hatte, wünschte er schon wieder ein anderes. Das war aber dem Ordnungssinne seines Vaters zuwider. Wenn dieser heimkam und Gottlieb seine Soldaten aufgestellt hatte, so hieß es etwa: „Ach, Vater, erzähle mir was aus dem schönen Bilderbuch!“ „Nein,“ sagte der Vater, „wir wollen erst die Soldaten aufräumen.“ Das schien dem Kinde langweilig. Nun machte aber der Vater selbst Anstalt dazu, und während des Aufräumens hatte er allerlei von den Soldaten zu sagen, von welcher Nation sie seien, wie ihre Anführer heißen, worin sich eine Uniform von der andern unterscheide u. dgl. Diese Erzählungen fesselten den Knaben so, daß er eifrig mit wegräumen half; und am Ende durfte keiner

der Soldaten in der Schachtel krumm liegen, sonst hätte er nicht gut geschlafen!

Hatte Gottlieb gelernt, seine Spielsachen aufzuräumen und in Ordnung zu halten, so war es ihm auch der Mühe werth, recht damit zu spielen. Oft sahen die Hausfreunde ihm mit Verwunderung zu. Wenn er seine Soldaten nach Regimentern aufgestellt hatte, so ließ er sie Krieg führen. Da ging es aber nicht so zu: Puff, pass! nun liegen alle todt; sondern er ließ seine Truppen sich ordnen; sie unterhandelten mit einander, sie hielten ganze Neben, sie holten Proviant, sie suchten nach Wasser auf den Bergen, — das waren Schränke und Kommoden. Plötzlich sprudelte in seiner Einbildungskraft frisches Wasser aus einem Schlüsselloch heraus, und die müden Krieger konnten ihren Durst stillen, wie einst die Israeliten unter Moses in der Wüste. Mit frischem Muth gingen sie zurück in's Gefecht; sie gewannen die Schlacht oder sie stürmten die Festung. Die Belagerten flehten um Gnade; es wurden ihnen Bedingungen gemacht, z. B.: wenn ihr euch nicht mehr empören, sondern ruhig bleiben wollt, soll euch das Leben geschenkt sein. Die zerstörten Häuser wurden wieder aufgebaut und Alles geordnet; dann zogen die Truppen ab, und es blieb nur noch eine Besatzung da. Ein solches Spiel dauerte oft mehrere Stunden fort.

Gottlieb fragte nie: was soll ich jetzt anfangen? er wußte immer, womit er sich beschäftigen wollte. Hieß es aber mitten im Spiel: du mußt aufräumen, man braucht den Tisch sonst! da regte sich wohl der Gedanke in ihm: wie schade! jetzt steht Alles so schön! Aber im folgenden Augenblick hatte er den Widerstand überwunden und ging ohne Widerrede an's Werk; denn Widerstreben war nicht seine Sache.

Vor aller Gottlosigkeit hatte er den größten Abscheu. Oft sagte er: „Nicht wahr, Mutter, ich werde nicht gottlos? Die Gottlosen kommen nicht in den Himmel; ich will in den Himmel

kommen.“ Wenn er allein war oder sich unbeachtet glaubte, hörte man ihn oft sich selbst anklagen: „Was hast du gethan, Gottlieb, du bist ungehorsam gewesen; ist das recht? Kannst du ein frommes Kind sein, wenn du nicht gehorchen willst? Der Herr Jesus hat dich gesehen; was wird er sagen?“ — Was er sagen würde, das wußte Gottlieb wohl; denn die biblischen Geschichten waren ihm unter allen die liebsten und bekanntesten. Wenn man nicht Zeit hatte, ihm zu erzählen, so nahm er die Bilderbibel selbst zur Hand und erzählte sich selbst seine liebsten Geschichten mit lauter Stimme. Er ließ dann den Heiland selbst reden, z. B. „Mein, ihr Jünger, jagt mir meine lieben Kinder nicht fort, ich habe sie gern, sie sollen auf meinem Schooß sitzen; ich will ihnen selbst sagen, wie sie fromm werden sollen!“

An einem schönen Sonntag Nachmittag nahmen die Eltern ihren Gottlieb mit in einen großen Lustgarten, wo zwischen Felsen und Gebüsch sich niedliche Wege den Berg hinauf schlängeln. Da sah Gottlieb ein altes Schloß, einen Teich, eine Einsiedelei und prächtige Blumenbeete. Endlich ward er auch ein Kreuz am Wege gewahr. Da sagte er: „Hier will ich knien und beten, denn an einem Kreuz ist der Heiland gestorben.“ Man ließ ihn machen. Unterwegs sang er: „Hilf, Jesu, du auch mir dazu, daß ich mag heilig sein wie du!“ Dann kam er zum Vater und sagte: „Vater, bin ich denn nicht heilig?“ Der Vater suchte ihm begreiflich zu machen, daß kein Mensch hienieden schon vollkommen ist. Da sagte er ganz ängstlich: „Aber gottlos bin ich doch nicht?“

Im vierten Jahre kam Gottlieb in eine Kleinkinderschule, wo Knaben und Mädchen untereinander waren. Im Anfang wollte er mit den Mädchen die gleichen Spiele versuchen, wie mit den Knaben; diese schrien aber, denn er war ihnen zu rasch. Nach und nach lernte er sanfter mit ihnen umgehen; er trug ihnen ihre Bücher und Körbchen nach und führte sie den besten

Weg nach Hause. Die Ermahnungen, die ihm die Lehrerin erteilte, waren ihm sehr wichtig; er wiederholte sie daheim. Weil nun auch Erinnerungen über Dinge vorkamen, die sich auf dem Heimwege zugetragen hatten, so sagte er einmal: „Denk, Mutter, die Lehrerin weiß Alles, was wir machen, und doch müssen wir um eine Ecke gehen; kann sie denn um die Ecke herum schauen?“ Die Mutter sagte; „Weißt du, wer um alle Ecken und durch alle Mauern schaut?“ Gottlieb antwortete: „Ja, der liebe Gott!“ Darauf sagte er einmal einem kleinen Freunde: „Denk nur, der liebe Gott kann durch die dicksten Mauern hindurchschauen!“

Die rechte frohe Schulzeit ging aber erst an, als Gottlieb das fünfte Jahr zurückgelegt hatte und in die Knabenschule eintrat. Das war eine Lust! Der erste beim Lernen und der erste beim Spiel; immer munter und doch immer ernsthaft in Erfüllung seiner Pflicht: so war Gottlieb. Mit Augen der Liebe wachte auch sein Lehrer über dem Guten, das Gott in seine Seele gelegt hatte. Wenn Gottlieb aus der Schule kam, ging er beinahe immer an des Lehrers Hand; seine junge Seele hing mit allem Ernst an ihm.

Immer mehr erstarkte auch sein Körper. Im letzten Sommer machte er nach einem Landaufenthalt mit seinen Eltern einen Weg von mehr als fünf Stunden über das Gebirge. Unterwegs kamen sie wieder bei einem Kruzifix vorbei; da sagte er wieder: „Kommt, wir wollen hier knien und zu dem Heiland beten, der am Kreuze hängt.“ Der Vater sagte ihm, er solle nicht auf öffentlicher Straße beten, wo ihn die Leute sehen können, sondern zu Hause im Kämmerlein. Gottlieb war aber damit nicht zufrieden, sondern kehrte wieder um, kniete allein unter dem Kreuz nieder, verrichtete sein Gebet und lief dann seinen Eltern wieder nach, die ihm von Weitem zugesehen hatten. Seine Lebhaftigkeit war so groß, daß seine Eltern immer

eine Ahnung davon hatten, es möchte ihm einmal ein Unglück begegnen. Und seine Großmutter war aus dem gleichen Grunde so ängstlich, daß sie ihn nie ohne Vater oder Mutter zu sich lud, weil sie fürchtete, ihn nicht gehörig überwachen zu können.

Wie merkwürdig waltet doch Gottes geheimnißvolle Hand über dem menschlichen Leben! Viele Menschen haben schon als Kinder alle möglichen Lebensgefahren und tödtliche Krankheiten zu bestehen gehabt, und sind doch wunderbar errettet worden. Gleichsam sichtbar wacht ein freundlicher Schutzengel über ihren Tagen. Andere sind als wie zum Voraus dem Tode geweiht und werden ihm durch eine verhängnißvolle Leitung unausweichlich entgegen geführt. — Dieß war das Schicksal unsers armen Gottlieb!

Wenige Wochen vor dem Schlusse seines sechsten Lebensjahres, als er an einem Montag Abend aus der Schule heimkehrte, hatte er das Unglück, da, wo eine enge Straße auf einen großen Platz ausmündet, von einem Wagen überfahren zu werden. Die Pferde waren eben scheu geworden und sprengten in furchtbarer Hast dem Engpaß zu.

Wie viele kleine Umstände haben zu diesem Unglück gleichsam mitgewirkt!

Gottlieb sollte eigentlich um vier Uhr einer Tante zu ihrem Namenstag ein Geschenk bringen und also einen ganz andern Weg gehen; aber das Geschenk war nicht fertig geworden, und so betrat er den Weg, der ihn zum Tode führte.

Gewöhnlich machte er den Weg an der Hand seines Lehrers mit noch zwei andern Knaben, welche die gleiche Straße zu gehen hatten. Dieses Mal aber wurde der Lehrer durch einige kleine Geschäfte in der Schule zurückgehalten.

Die dem Gottlieb verwandte Gattin eines andern Lehrers, der das Schulhaus bewohnt, wollte den Knaben aufhalten, um ihn mit einem Leckerbissen zu beschenken, den sie bei der Hand hatte. Er war aber schon etwas zu weit, nickte ihr noch freund-

lich zu und hüpfte mit seinen zwei jungen Freunden davon. Da dachte sie: er wird morgen auch noch eine Freude damit haben und ließ ihn ziehen.

Schon einige Zeit vor dem Unglückstage hatte Gottlieb seinen Vater um Erlaubniß geketen, seinen Heimweg aus der Schule über eine Terrasse nehmen zu dürfen. Der Vater, aus Besorgniß, sein lebhafter Knabe möchte wie Andere auf die Brustwehr steigen und etwa hinunterfallen, erlaubte es ihm nicht, und so führte ihn der Gehorsam auf den Weg des Unglücks.

Seine Mutter, die eben einen Besuch gemacht hatte, war Willens gewesen, ihren Sohn aus der Schule abzuholen; sie fand aber hernach für besser, auf dem großen Platz zu warten, um ihn nicht zu verfehlen. Der Vater war auch gerade heute im Begriff gewesen, ihm bis zur Schule entgegen zu gehen; als er aber seine Frau auf dem großen Plage antraf, warteten sie dort gemeinschaftlich unter den Bäumen, und so mußte es sich fügen, daß Beide nicht viel mehr als hundert Schritte von der Stelle entfernt waren, auf welcher ihren Sohn das traurige Unglück besiel.

Der Wagen voll Hausrath, mit welchem die Pferde durchgegangen waren, rasselte zuerst bei den Eltern vorbei. Gottlieb war so eben Arm in Arm mit seinen zwei liebsten Freunden am Eingang des Platzes angelangt, als die Pferde auf sie zusprengten. Die drei Knaben stoben auseinander. Gottlieb wußte nicht wie ihm geschah; er erhielt einen Schlag, wahrscheinlich einen Fußtritt von einem Pferde und die Räder rollten über seinen Leib hin! Die Pferde sprangen weiter, ohne mehrern Schaden anzurichten, als daß hier ein Stück und da ein Stück des Hausraths vom Wagen fiel.

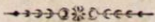
Gottlieb lag bewußtlos da. Die Leute eilten hinzu; man hob ihn auf. Unter den ersten, die sich näherten, waren seine Eltern, die mit Todesschrecken in dem Verunglückten ihren Lieb-

ling erkannten. Sein Arm war gebrochen und der Unterleib stark beschädigt. Still trugen sie den bleichen Knaben nach Hause. Die Mutter machte ihm sein Bett zurecht. Er schlug die Augen auf und sagte: „Mach es mir recht gut, so kann ich schlafen und morgen wieder in die Schule gehen.“ Als der Arm eingerichtet wurde, hielt Gottlieb ganz ruhig still; kein Schreien, kein Winseln hörte man. Aber der Arzt sah gleich die Sache für sehr bedenklich an. Er fürchtete einen unheilbaren Schaden im Unterleib, der bald den Brand herbeiführen könnte. Die Eltern brachen in Thränen aus. „Weinet nicht“, sagte Gottlieb, „der Herr Doktor wird mich wohl wieder gesund machen.“

Große Schmerzen hatte er nicht, aber an Durst litt er die ganze Nacht viel und kein Getränk konnte denselben stillen. Des folgenden Abends um halb drei Uhr war er bereits verschieden.

Was viele Menschen in einem langen Leben nicht lernen, das hatte Gottlieb unter Gottes Segen durch eine sorgfältige Erziehung in wenigen Jahren gelernt: Glauben, gehorchen, sich selbst überwinden und geduldig leiden. Deshalb hat ihn der Herr so früh vollendet.

Aber der Eltern Schmerz war unermesslich groß. Ihre Ahnungen waren nur zu bald in Erfüllung gegangen. Nicht für dieses Leben, für die Ewigkeit sollten sie ihr Kind erziehen. Solche Wunden bluten fort durch's ganze Leben, und nur der Gedanke kann uns in solchen Fällen trösten, „daß wir einen Heiland haben; der ist über alle Gaben!“ Der spricht auch zu ihnen: Bin ich euch nicht besser denn zehn Söhne?



X.

Der vollendete Knabe an seine Mutter.

Lieb Mütterlein! Du weineest,
Weil ich gestorben bin?
Es ist nicht wie du meineest
In trüb umwölktem Sinn.

Nicht todt und nicht verloren
Bin ich für's Mutterherz.
Ich bin dir neugeboren,
Wenn auch in bitterm Schmerz.

Wohl ist dem Aug' entschwunden
Mein irdisch Lebensbild,
Und meiner Erdenstunden
Geringe Zahl erfüllt.

Nicht mehr an deiner Seite
Wirfst du mich spielen sehn;
Was mich und dich erfreute
Muß Alles stille stehn!

Doch mach ich auch nicht Sorgen
 Dir fürder noch Verdruß,
 Und bin vor Noth geborgen,
 Die man hier tragen muß.

Gewiß, ich war kein Engel;
 Ich war ein Erdenkind.
 Auch war für meine Mängel
 Lieb Mütterchen nicht blind.

Doch wußt' ich schon zu lieben,
 Anschmiegend treu und wahr.
 Nichts Arges sollte trüben
 Das offne Augenpaar.

So ist dir nun geblieben
 Der Kindereinfalt Bild,
 Tief in das Herz geschrieben
 In Zügen klar und mild.

Was Gott von zarten Keimen
 Des Himmels legt' in mich,
 Dort, in den lichten Räumen
 Entwickelt's herrlich sich.

Dahin auch möcht' ich ziehen
 Dich, liebes Mutterherz.
 Dem Schmerze zu entfliehen
 Folg' du mir himmelwärts!

Auf frommer Andacht Schwingen
Steig auf zu Gottes Thron.
Such Ihn vor allen Dingen,
So findst du deinen Sohn!

Das was tief im Gemüthe
Du an ihm liebtest hier,
In schöner Himmelsblüthe
Begegnet dort es dir.

Und einst auch schlägt die Stunde,
Wo All' ihr dort erscheint.
Und dann — im ew'gen Bunde —
Sind felig wir vereint!

W. M. L. de Wette, 1842.

